

**Zeitschrift:** Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

**Herausgeber:** Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

**Band:** 21 (1914)

**Heft:** 8

**Anhang:** Beilage zu Nummer 8 der "Pädag. Blätter"

**Autor:** [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Ist unser Religionsunterricht reformbedürftig?

Nach einem Vortrage, gehalten in Luzern am 3. Juli 1913, an der Versammlung der Sektion Luzern des Vereins kathol. Lehrerinnen von A. Rogger, Seminar-Direktor.

Motto: „Denn es hörte sie ein jeder in seiner Sprache reden.“ Ap. Gesch. 2, 6.

Reform! Dürfen wir dieses unbeständige, leichtlebige Wort in den Mund nehmen, wo wir von etwas so Ursolidem, so alle Zeiten und Moden Ueberdauerndem reden wie die Religion, die katholische Religion es ist? Heißt das nicht Göttliches in die menschliche Unbeständigkeit herabziehen? Ist das nicht Frevel am Heiligsten? — Fast möchte es so scheinen. Und hundert oberflächliche, unheilige Reformprediger auf der Kanzel der Kinderkirche haben dafür gesorgt, daß wir diesem Worte mit Misstrauen begegnen, und daß wir es auch hier nur mit dem Gefühl tiefer Verantwortlichkeit auf die Zunge nehmen.

Und doch dürfen wir davon reden, ohne von der Kirche einen Verweis zu bekommen. Hat denn sie selber in allen Jahrhunderten die gleiche Sprache gesprochen? War sie denn nicht selber mit den Griechen griechisch, mit den Römern römisch, mit den Germanen germanisch, ohne je aufzuhören, die göttliche, die unveränderliche zu sein? Lehrte denn der hl. Augustinus wie der hl. Chryllus von Jerusalem? Und hat nicht wieder der hl. Franziskus in seiner eigenen Art zu seiner Zeit und zu deren Kindern gesprochen? Und müssen wir denn die Kinder des 20. Jahrhunderts, für das es nichts Festes mehr gibt und nichts Beständiges, als die Unbeständigkeit, müssen wir denn diese unsere Kinder nach der Methode unterrichten, die das 16. Jahrhundert schuf?

Und gleichwohl ist es ein gefährliches Wort. Und wenn wir hier davon reden, so sei gleich das Versprechen abgelegt: Wir wollen kein Wort sagen, das die Kirche nicht freudig segnete. Und wir wollen zum voraus — wir sollten das übrigens vor jeder Religionsstunde tun — der Kirche und dem Geiste, der sie leitet, den ganzen freudigen Gehorsam unseres Geistes und die ganze warme

Liebe unseres katholischen Herzens geloben. Nach einem schönen Worte des hl. Augustinus: „Tantum habet quisque spiritum sanctum, quantum amat ecclesiam: Soviel hat jeder vom hl. Geiste, als er die Kirche liebt. —

## I.

Ist unser Religionsunterricht reformbedürftig? Wir stellen diese Frage nicht in der Absicht, mit der das große schriftstellernde Kind Ellen Key in ihrem bekannten Buche „Das Jahrhundert des Kindes“ das Kapitel über den Religionsunterricht beginnt, indem sie schreibt: „Das im jetzigen Augenblick demoralisierendste Moment der Erziehung ist der christliche Religionsunterricht.“

Auch nicht darüber haben wir zu beraten, ob wir den Kindern des 20. Jahrhunderts anstatt der gesunden kräftigen Milch des konfessionellen Unterrichtes ein interkonfessionelles, fadēs religiöses Spülwasser servieren wollen: ein Religionsunterricht, mit dem alles einverstanden sein könnte, was noch irgendwie — mit Recht oder Unrecht — den alten Christennamen trägt. Unser katholisches Gewissen verbietet es uns. Und neulich hat ja sogar der reformierte Kirchenrat des Kantons Aargau in nicht mißzuverstehender Weise diese Methode verabschiedet, indem er sie „einen Unsinn“ nannte, „ein Schaf im Wolfspelz, ein dumm geworden Salz.“

Auch nicht so meinen wir es, daß wir, einem beliebten Zeitgedanken folgend, etwa das Christentum selber, seinen Glaubensinhalt und seine sittlichen Forderungen für reformbedürftig hielten. Auch nicht so, daß wir den heiligen Boden des dogmatischen Christentums auch nur um eines Haars Breite verlassen wollten, um, weil es so Brauch ist heute, in die traumsüßen Gefilde des Gefühls uns zu flüchten, wo man ob all' der poesievollen und märchenhaften Umrahmung des Weihnachtsgeheimnisses und des Osterglaubens ganz vergessen hat, daß dort ein Gottessohn in die Welt kam, um uns von Sünden zu erlösen, und daß hier dieser Gott siegreich aus dem Grabe erstand: ein Christentum, für das schon vor 100 Jahren Goethe den Text dichtete, als er seinen Faust zu Gretchen sagen ließ:

„Nenn's dann, wie du willst,  
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!  
Ich habe keinen Namen  
Dafür. Gefühl ist alles.  
Der Name ist Schall und Rauch,  
Umnebelnd Himmelsglut.“

In einem kürzlich erschienenen Buche des angesehenen deutschen Pädagogen W. Rein „Deutsche Schulerziehung“ schlägt ein Dr. Thränen-

dorf vor, die Jugend selber habe zu entscheiden, was für eine religiöse Grundrichtung ihr Denken und Streben einmal einschlagen soll. Es sei ein Verbrechen am Gewissen des Kindes, ihm ein fertiges religiöses System zur unbedingten Annahme vorzulegen. Unsere Aufgabe bestehe nur darin, dem werdenden Menschen die großen religiösen Charaktere der Geschichte lebensvoll und unparteiisch vorzuführen, so z. B. die Propheten, Jesus Christus, Paulus, Luther, Spencer, Lessing, Schleiermacher u. s. w. — Auch mit dieser pädagogischen Ungeheuerlichkeit wird unsere Frage sich nicht beschäftigen.

Und auch nicht darum endlich stellten wir die Frage, um vor denen einen ergebenen Knix zu machen, die den alten, in der Offenbarung verankerten Sittenunterricht durch eine von bloß natürlicher Begründung getragene Moral ersetzen möchten: ein Beginnen, das vielleicht, unter günstigen Umständen, einen ehrenhaften Heiden erzöge, aber keinen Christen. „Sind wir noch Christen?“ fragte einst Dav. Fr. Strauß. Wir müßten auf diese Frage mit einem klaren, entschiedenen: nein antworten. Nein, das alles meinen wir nicht, wenn wir fragen: „Ist unser Religionsunterricht reformbedürftig?“ Wir werfen das von Gott uns verliehene Erstgeburtsrecht nicht weg um ein wohlfeiles, irdisches Linsenmus.

Aber warum denn redete ich Ihnen im Vorbeigehen von all' diesen Erscheinungen, die ja meist nicht auf katholischem Boden gewachsen sind? Um Sie zu warnen! Denn noch nie ist eine noch so unkatholische Bewegung durch die Welt gegangen, die ihr Lüstchen nicht auch in katholische Studierstübchen und in katholische Schulhäuser hineingeweht hätte. Und immer auch hat es katholische Erzieher und Erzieherinnen gegeben, die, um ja auch modern zu sein, gierig nach diesen Lüstchen schnappten. —

Wir wollen hier auch nicht untersuchen, ob unser Katechismus immer und überall methodisch glücklich frage und antworte, sondern, ob wir selber es einwandfrei tun. Und wir wollen wieder nicht die andere naheliegende Frage prüfen, ob in unserer biblischen Geschichte für die Oberstufe nicht manche Seite sich finde, für die wir lieber eine andere hätten, und die besonders das Kind gern anders hätte, sondern die, ob es nicht auf unserer Seite manches zu verbessern gäbe. Wir wollen, um endlich zum Thema zu kommen, heute einmal nicht von andern, von den Fehlern unserer Schulbücher, sondern wir wollen einmal von uns selber reden und von unserem ureigenen methodischen und unmethodischen Tun in der Religionsstunde und in allen jenen Stunden, wo wir, an einen Gesinnungsstoff an-

schließend, am religiös-sittlichen Charakter des Kindes arbeiten. Und wir alle, Lehrerinnen und Lehrer und Priester, die wir so oft sonst andern das Gewissen erforschen, wir wollen heute einmal aufrichtig in unsere Seele hineinschauen.

## II.

Die Aufgabe alles unseres Lehrens und Erziehens und des religiös-sittlichen Lehrens und Erziehens im besondern ist und bleibt immer die gleiche schon zweitausendjährige: im sittlichen Leben des Kindes das Bild Jesu Christi nachzubilden, das Kind zu einem christlichen Charakter zu erziehen. Nicht nur damit es dem Menschen lasse, was ihm gehört und dem Staate gebe, was des Staates ist, sondern immer auch, damit es den Willen Gottes dadurch erfülle. Nicht nur damit es auf Erden brav lebe und ein einigermaßen anständiger Mensch werde, sondern immer auch, damit es dadurch seine ewige Bestimmung erreiche.

Und fragen wir uns jetzt: Sind wir zufrieden mit unsren Erfolgen? Vergert nicht jeder neue Tag uns damit, daß zuviel von unserer doch gewiß redlichen Arbeit fruchtlos blieb? Ist nicht unsere Welt, und sind nicht die Menschen in ihr, die wir unterrichteten und erzogen, mit jedem Jahrzehnt nicht nur weniger göttlich, sondern gleich auch weniger edel-menschlich? Hat nicht unsere Zeit, mehr als irgend eine andere vor ihr, die Demut, die Entzagung, die Selbstüberwindung verlernt, trotzdem wir mit einem Eifer und einer Hingebung, wie vielleicht keine andere Zeit vor uns es tat, die Grundsätze des Evangeliums, das ein Evangelium der Welt und Selbstüberwindung und der Demut ist, in unsere Jugend hineingeredet haben?

Wir geben „die bösen Zeiten“ schuld. Gewiß, sie sind nicht unschuldig daran. Aber müssen denn immer die Zeiten die Menschen machen? Können nicht auch einmal Menschen die Zeiten machen? Es wäre ein Armutzeugnis allerschlimmster Art, wenn wir darauf verzichteten, die Zeiten und die Verhältnisse umzubilden.

Ich sprach soeben von hineinreden. Enthält vielleicht gerade dieses scheinbar so brave Wort zum Teil das Geheimnis unseres Misserfolges? Hat Pestalozzi nicht ein wenig recht, wenn er in „Lienhard und Gertrud“ sagt: „Ich bin überzeugt, daß man die Menschen unverhältnismäßig viel mit dem Maul lehrt, indem man ihnen den Kopf voll Wörter macht, ehe sie Verstand und Erfahrung haben.“ — Reden wir nicht zuviel in einer Sprache zu ihnen, die sie nicht verstehen, weil ihnen die seelische Erfahrung fehlt? — Gewiß,

die Religion ist Sache der Erkenntnis zuerst. Aber haben wir sie nicht etwas zu sehr nur als Sache der Erkenntnis behandelt und dabei vergessen, daß auch das Herz sie lieben muß und daß schon das Kindesleben sie auswirken sollte? Was habe ich davon, und was hat das Kind davon, wenn es innerlich verwünscht, was es mit dem Munde verkündet? Wir sind ganz glücklich, wenn unsere gelehrigen Schüler die biblische Geschichte recht flüssig erzählen, die paar Sätze der Auslegung tapfer und sicher herausheben und die Anwendung in ein salbungsvolles Sprüchlein zusammenfassen. Aber bekümmern wir uns auch genug darum, den Gehalt der biblischen Geschichte organisch mit der Kinderseele zu verbinden? Wir sind ganz stolz auf unsere Zuhörer, wenn sie die prachtvollen Sätze der Bergpredigt von der Feindesliebe, vom Reichtum der Sanftmütigen und von der Gotteskindschaft der Friedfertigen mit einer Sicherheit hersagen, als wären das alles Selbstverständlichkeiten. Aber kümmern wir uns nicht zu wenig darum, ob sie den Sinn dieser gewaltigen Wahrheiten wenigstens einigermaßen in ihrer Kinderseele erleben und in ihrem kleinen unfriedfertigen Kindesleben auswirken? Es ist noch gar nicht viel getan, wenn unsere Kinder schon die 9 fremden Sünden und die leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit und die 7 Hauptarten hübsch der Reihe nach aussagen können, aber darnach mit gesenktem Kopfe das Schulzimmer verlassen und mit dem trüben Gedanken: jetzt muß ich schon wieder. Als Großerer sollten sie ins Kinderland hinausziehen von der Religionsstunde weg, im Herzen den jubelnden Plan: wer wird die größte Heldenat fertig bringen im kleinen kindlichen Alltag? Man sage nicht, daß sei unbiblisch, die Erfüllung des Gesetzes fordere Gewalt, und nur die Gewalt anwenden, reißen das Himmelreich an sich. Gewiß hat Christus das gesagt; aber auch das andere: mein Sohn ist süß und meine Bürde ist leicht.

Wir sind hoch erbaut, wenn uns das Kind die Tugenden und die Großtaten eines Heiligen aus der Legende oder eines alttestamentlichen Gottesmannes in schönen Worten preist. Aber haben wir immer auch daran gedacht, dieses Vorbild in die Kinderstube hineinzustellen oder aus dem Buche auf den Dorfplatz hinauszuführen? — Und erleben wir es nicht täglich, daß Hunderte ihr im Unterricht angelerntes aber nicht innerlich erarbeitetes und schon in kleinen Kinderleben verarbeitetes Christentum von sich werfen, sobald sie den Schultag ablegen? Das seien Skavenketten, eines freien, jungen Menschen unwürdig. Wir aber hätten die Pflicht

gehabt, es sie erleben zu lassen, daß man erst durch Erfüllung dieser sittlichen Forderungen wahrhaft groß und frei wird.

Wir gefallen uns so gerne in der Rolle des Anklägers gegen unsere Zeit. Ich will sie nicht von schwerster Mitschuld freisprechen. Es lebt ein Geist in unserer Zeit, der dem Christentum und seinen sittlichen Forderungen Feind, Todfeind ist. Es ist der Geist eines Freiheitsrausches, wie ihn noch kein Jahrhundert erlebt. Die ganze Welt hat davon getrunken, und man möchte sagen, der junge Mensch bringe schon ein Räuschchen davon mit auf die Welt. Aber ist denn gar nichts Gutes und Brauchbares an diesem Geiste, an das wir in der Erziehung anknüpfen könnten? Haben wir ernstlich daran gedacht, diese Riesenkraft des Freiheitsrausches in den Dienst einer guten Sache, in den Dienst der sittlich-religiösen Erziehung zu stellen? Müssen wir denn die Nutzarmachung dieser wilden Naturkräfte ganz den Vertretern einer natürlichen Moral überlassen? Könnten wir nicht auch katholische Köpfe damit erleuchten und katholische Herzen damit erwärmen? Hat nicht Paulsen ein wenig recht, wenn er in seiner tiefsten Schrift „Die moderne Erziehung und die geschlechtliche Sittlichkeit“ uns Erziehern den Vorwurf macht: „Es hat von dem alten absolutistischen System bei uns sich mehr erhalten, als mit dem Geiste einer neuen Zeit verträglich ist.“? — Wollen Sie mich nicht mißverstehen! Ich weiß wohl: unser katholischer Standpunkt ist immer ein anderer als der des freisinnigen Protestant Paulsen. Ich weiß wohl: das Christentum tritt immer als absolute Forderung an den Menschen heran; und es läßt nicht mit sich und seinen Gesetzen marken. Und gerade darin liegt, auch rein psychologisch betrachtet, eine erzieherische charakterbildende Kraft, die durch keine noch so lebensvolle Freiheitspädagogik erreicht, geschweige denn auf die Seite gestellt wird. Aber wenn wir mit dem katholischen Absolutismus die Vorteile einer gewissen Freiheitspädagogik vereinen könnten? Das Christentum ist ja nicht eine Religion für Sklaven; und das Höchste, wozu wir unsere Kinder erziehen wollen, ist doch die Freiheit der Kinder Gottes. Suchen wir nicht zu ausschließlich die Erfüllung der sittlichen Forderungen des Christentums gegen und ohne den Willen des Kindes zu erreichen, anstatt mit diesem Willen? Warum vernachlässigen wir es, einen so mächtigen Verbündeten, wie der Wille des Kindes einer ist, in unsern Dienst zu nehmen, um gemeinsam mit ihm in den Kampf zu ziehen gegen die Sünde? Gewiß, wir müssen unsern Willen und den Willen Gottes, der sich im Geseze äußert, auch gegen den Willen des Kindes durchzusetzen

wissen. Aber könnten wir nicht gar oft, anstatt die sittliche For-derung als bloß absolutistisches „du sollst“ in die Seele des Kindes hineinzurufen, seinen nach Freiheit dürstenden Geist eher gewinnen, wenn wir mit diesem göttlichen: du sollst auch das menschliche starke: „probiere es nur“, „du kannst es im Grunde genommen so leicht“ und „erst, wenn du es fertig bringst, bist du ein großer,“ verbinden? Eine methodische Korrektur in diesem Sinne hieße den Rel.-Unter-richt der Zeit anpassen, und es hieße auch einen gefährlichen Geist der Zeit mit ihren eigenen Kräften besiegen. Mit der Methode des Mittelalters, das ja ganz auf Autorität abgestimmt war, kommen wir vielleicht bei besonders autoritär veranlagten Kindern aus; bei der großen Mehrzahl wird sie nicht mehr genügen, weil diese Mehr-zahl zu viel von dem autoritätsfeindlichen Geiste unserer Zeit schon in die Schulstube mitbringt. Und haben wir nicht etwas zuviel von der dogmatisch-apologetischen Methode, wie sie die Reformationszeit schuf und im Kampfe gegen den Protestantismus schaffen mußte, beibehalten und sie in den Mittelpunkt unseres Rel.-Unterrichtes ge-stellt, trotzdem nicht mehr der Protestantismus unser großer Feind ist, sondern der volle Unglaube, und daneben unsere eigene Natur und das Leben, das tausendsprachige Leben, das dem Kind auf Schritt und Tritt auch in seiner katholischen Umgebung begegnet?

— Wir werden noch einmal auf diesen Gedanken zurückkommen. —

Ich weiß schon, was mir der besorgte Hüter des katholischen Heiligtums sagen wird. Er wird mir vorwerfen, ich schalte das Übernatürliche aus. Er tut mir unrecht. Auch ich weiß wohl, daß das Ziel des Menschen ein übernatürliches ist, und daß die Mittel zur Erreichung dieses Ziels übernatürlich sein müssen: Gnade und Sakramente. Aber zu jedem übernatürlich verdienstlichen Werke braucht es zweierlei: Gott und den Menschen, die Gnade und die menschliche Mitwirkung. Und ich meine, eine vertiefte natürliche Willenspädagogik, eine auf vertiefter Kenntnis der Kindesseele mit ihren Kräften und Schwächen ruhende Willenspädagogik dürfen wir ganz ruhig auch in die katholische Religionsstunde mitnehmen, wo die Übernatur das letzte und tiefste Wort spricht; wir versündigen uns nicht an ihr, sondern leisten ihr beste Dienste, oder es müßte denn der Satz der Scholastik nicht mehr wahr sein: gratia supponit naturam. Je tiefer wir uns mit der natürlichen Seite des Kindes beschäftigen, mit umso größerer Ehrfurcht treten wir dann vor es hin. Es ist uns dann nicht mehr bloß ein „einfältiges“ Kind, sondern es wird dann zum unendlich komplizierten Wesen, für das auch in dem Sinne

nur das Beste gut genug ist, daß wir mit heiliger Scheu, mit tiefem Ernst, mit gründlichem Können und mit bester Vorbereitung nur unseres heiligen Amtes zu walten wagen. Und das ist doch auch wieder schönste Vorbereitung auf das Uebernatürliche.

Wir werden ja auch mit einer neuen Methode nicht alle Kinder unseres Jahrhunderts zu Edelmenschen und zu Heiligen Gottes machen; wir haben es auch im 20. Jahrhundert mit der gefallenen Menschennatur zu tun. Der alte sündige Adam und die alte Sünderin Eva werden gelegentlich doch wieder stärker sein als unsere Methode, und wenn es auch die allerbeste wäre. Aber wenn wir auch nicht alles erreichen können, so ist es doch unsere Pflicht, die besten menschlichen Waffen in den Kampf zu tragen, um wenigstens einen Teil zu erreichen. Gott selber will unsere menschliche Mitwirkung. — Möge uns der Vorwurf des Propheten nicht treffen: „Parvuli petierunt panem, et nemo erat qui frangeret eis. Die Kinder, hier die Kinder des 20. Jahrhunderts, verlangten nach dem Brote der Wahrheit Jesu Christi in der Sprache des 20. Jahrhunderts, und niemand war da, der es ihnen brach.“

Das sind einige allgemeine Aussetzungen. Ich möchte diesen Abschnitt schließen mit einem Worte, das Richard Kabisch in seinem neulich erschienenen Erziehungsbuche: Das neue Geschlecht, ausspricht. Dieses Wort soll zugleich zu einigen positiven Vorschlägen überleiten. „Jede Seele, jeder Wille kann immer nur das begreifen, was ihm gemäß ist. Wollt ihr also — so ruft Kabisch den Erziehern des neuen Geschlechts zu — gewisse Begehrungen, gewisse Wertschätzungen in ihm begründen, so könnt ihr es immer nur mit seiner eigenen Kraft, nie mit eurer. Ihr könnt also nie ans Ziel kommen, wenn ihr es nicht so macht, daß ihr seine eigenen Begehrungen als Mittel benutzt. Seine eigenen Wertgefühle müssen ihm das wert machen, wovon ihr wünscht, daß es ihm wert sei. Diese Einsicht, wenn man sie klar erfaßt hat, ist für den Erzieher von einer ungeheuren Tragweite. Sie schützt ihn davor, daß er mit ohnmächtiger Wut von dem Kinde verlange, daß es wollen soll, was es doch nicht wollen kann. Aber sie bewahrt ihn auch vor dem Irrtum, daß er als aussichtslos aufgibt, was nur eines Umweges bedurfte. Vor allem lehrt sie ihn die erste und letzte Kraft für den Erzieher, den Anfang und den Abschluß all' seiner Weisheit: daß er zu pflegen hat und nicht zu unterdrücken. Du sollst nicht! Du sollst nicht! es ist etwas Furchtbares um diese Erzieher der Verneinung.“

## III.

Gehen wir zu einigen Vorschlägen über, wie sie eine moderne vertiefte Willenspädagogik uns anrät.

Es ist nicht ganz richtig, wenn ich diese Vorschläge eine Errungenschaft der Modernen nenne. Die Grundzüge davon finden sich schon im Evangelium. Zu allen Zeiten haben erleuchtete Erzieher davon geredet, haben erleuchtete Religionslehrer in dieser Sprache unterrichtet, und große Volkschriftsteller — ich nenne z. B. A. Stolz und Xaver Herzog — haben nur mit dieser Methode den Weg zum Herzen des Volkes gefunden. — Aber es ist das Verdienst neuerer Pädagogen, vor allem auch Försters mit seiner überlegenen Kenntnis des Lebens und der Seele, unsere durch lauter Bücherwissen dem Leben entfremdete pädagogische Welt wieder nachdrücklicher darauf hingewiesen zu haben. Sie haben uns aus dem Studierzimmer und von den Büchern weggeholt, und sie haben uns ins frische, warme Kinderleben hineingestellt.

G. Keller schimpfte einmal darüber, daß „die 10 Gebote, die doch gegen die vierschrötige Sündhaftigkeit der Erwachsenen geschrieben seien, eine so große Rolle im Kinderleben spielen.“ Das Wort verletzt uns vielleicht. Es enthält, in einem gewissen Sinne aufgefaßt, eine große Oberflächlichkeit. Denn wir wissen es, — ich habe diesen Gedanken schon einmal angetönt — wir haben es von früher Jugend an selber erfahren, welche eigentlich zwingende Macht von diesem unveränderlichen, ehernen, göttlichen „du sollst“ und „du darfst nicht“ ausgeht. Wenn alle menschlichen Argumente versagen — und wie bald streiken diese Argumente dem Verstande, wenn das Herz anders wünscht, wenn die Leidenschaft gewaltig drängt, und wenn der irdische Rächer der Tat nicht zu fürchten ist — dann steht neben der kämpfenden Seele noch das letzte unbesiegbarste Argument: Gott sieht es; Gott wird dir und deiner Tat das Urteil sprechen. Und darum dürfen wir den Wert dieser Gebote in ihrer harten unbarmherzigen Fassung auch für die Kinderseele nicht verkennen. Und es ist eine der unheilvollsten Irrungen einer gewissen modernen Pädagogik, daß sie gar keine harten, herzlosen Gebote mehr anerkennen will. Und doch liegt eine tiefe Wahrheit und eine ernste Mahnung für uns in diesem Worte G. Kellers. Wir müssen unsere sittlichen Forderungen, die Gebote und Forderungen des Katechismus und der biblischen Geschichte mehr, viel mehr als wir bis dahin es taten, ins kindliche Leben übersetzen. Wir müssen weniger von den Pflichten der Erwachsenen, aber mehr von den Pflichten der Kinder reden; aus der

ganzen und innerlichen kindlichen Pflichterfüllung heraus erwächst dann auch die der Erwachsenen und der Erwachsenen. Wir müssen weniger von den Kämpfen und Versuchungen der Erwachsenen reden, aber mehr von den kleinen und doch entscheidenden Kämpfen und Siegen und Niederlagen in der Kinderseele. Die Erfahrung lehrt es uns: wer als Kind gegen seine kleinen Feinde nicht siegen lernte, der denkt später auch nicht daran, der neuen größern Feinde, die er schon längst dem Namen nach kannte, Herr zu werden. Wir müssen weniger von den Tugendübungen der Erwachsenen reden, aber mehr von den kleinen Gelegenheiten, Gutes zu tun, im Kinderleben.

Ich fragte vorhin, ob wir nicht etwas zu viel in dogmatisch-apologetischer Methode machen in der Kinderstube drinnen. Vergessen wir es nie, daß die beste Methode, den kindlichen Glauben zu schützen und ins Alter der Reife hinüberzutragen, in dem Worte des göttlichen Heilandes enthalten ist: „Tut zuerst meine Lehre, und dann werdet ihr erkennen, daß sie aus Gott ist.“ Das beste Mittel, den Glauben zu bewahren, ist immer noch: treu nach dem Glauben leben. Wir aber reden dem Kinde zu viel von den Feinden, vor denen es sich später einmal in acht nehmen solle, und zu wenig von den Feinden seines späteren Glaubens, die jetzt schon seine Seele umlagern: es sind die kleinen kindlichen Fehler und Schwächen und Neigungen. Wir haben einen verfehlten Grundsatz unserer heutigen Wissenschaftslehre zu unbesehen auch in die Religionsstunde hineingetragen: wir erwarteten das Heil der Jugend zu viel vom bloßen Wissen; und wir haben dabei das Fühlen und das Wollen und das Tun etwas zu wenig berücksichtigt.

Pestalozzi kann und darf im Religionsunterricht nicht unser Lehrmeister sein; dafür hat er zu wenig Religion. Oder wenn er solche hat, ist es ein zu dogmenloses, verwässertes Allerweltsgchristentum nach der Weise: Seid umschlungen Millionen . . . Und doch hat er auch für Erteilung dieses Faches mehr als einen feinen Wink gegeben. „Sie (die Kinder) haben ihren Katechismus im Kopfe; aber in jedem einzelnen Falle, wo sie den Anlaß haben, finden sie allemal, diesmal und diesmal sei nicht so viel darangelegen, und sie haben für jeden solchen Fall einen ganzen Karren voll Entschuldigungen.“ Wir kennen ja wohl alle auch diese Logik des Herzens. Das ist eben die große Schlauheit einer jeden Versuchung: sie stellt die Sache nicht als gefährlich hin. Mit dieser Schlauheit hat sie schon die ersten Menschen besiegt, und mit der nämlichen Schlauheit trat der Versucher auch an den Heiland heran. Wir tun das Böse

ja meistens nicht mit gegen das Gesetz oder gar gegen Gott erhobener Faust. Wenn wir sündigen, so tun wir es gleichsam mit gefalteten Händen und gebogenem Knie: o Gott! ich anerkenne ja Dein Gesetz; aber in diesem Falle willst Du selber nicht, daß es in seiner ganzen Strenge gelten soll. — Pestalozzi hatte recht; „sie haben für jeden solchen Fall einen ganzen Karren voll Entschuldigungen.“ Und wie lehrt es darum der Pfarrer von Bonnal in „L. und G.“ an? Pestalozzi erzählt von ihm: „Er trat in die Umstände der Leute ein, ließ alte und junge jede nützliche Erfahrung, die sie in ihrem Kreise gemacht, erzählen . . .“ „. . . er benützte die Vorfälle der Zeit und der Umstände, die in der Gemeinde Eindruck auf einzelne gemacht hatten, um diese Eindrücke zu berichtigten, zu veredeln und zu deuten.“ Das muß auch eine wichtigste Aufgabe unseres Religionsunterrichtes sein: die Erfahrungen des Kinderlebens und das Urteil darüber zu berichtigten, zu veredeln und zu deuten. Wir müssen den Sinn des Gebotes und den Umfang des Gebotes mehr anhand des kindlichen Alltags bestimmen. Wir müssen es dem Kinde sagen, nein, es ihm zum inneren Erlebnis bringen, daß es durch jede noch so kleine Übertretung eines Gebotes, und wenn zehn Gründe für die Übertretung sprächen, Schaden nähme; daß es gar keine Kleinigkeiten gebe im sittlichen Verfehlten; daß jede Kleinigkeit im Bösen wie im Guten den Keim zu etwas Großem in sich trage. Wenn ich dem Kinde schon sage: wer in der Jugend zu stehlen anfängt, der kommt später ins Zuchthaus und in die Hölle, so glaubt es das vielleicht mit dem Verstande aber nicht mit dem Herzen, denn es erfährt innerlich den Unseggen nicht, der auch in der kleinsten Unredlichkeit liegt. Daß jede Schuld sich auf Erden schon räche, im Fehlenden selber und in seinem Charakter und an denjenigen sogar, zu dessen Gunsten ich fehle, daß jede böse Tat fortzeugend Böses gebäre, das sollten wir dem Kinde innerlich nahe bringen. Nicht erst die böse Handlung sei verboten, sondern schon gegen die Seelenverfassung sei anzukämpfen, aus der jene verbotene Handlung hervorgehen könnte. Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich auch das fast Unglaubliche verstehen und sogar dem Verständnisse des Kindes nahebringen, daß die hl. Theresia uns erzählt. Diese Heilige hatte in der frühen Jugend die Gewohnheit, in den Spiegel zu schauen. Als sie bereits eine hohe Stufe der Heiligkeit erreicht hatte, würdigte sie Gott eines Gesichtes. Er ließ sie in die Schrecken der Hölle hinabschauen und zeigte ihr dort den Platz, der für sie bestimmt gewesen war, und den sie einmal hätte einnehmen

müssen, wenn sie nicht mit jener an und für sich gewiß harmlosen jugendlichen Eitelkeit gebrochen hätte, als die Gnade sie rief. — Jeremias Gotthelf, der Erzieher und Sittenprediger mit der Feuerzunge des Propheten und dem Seherauge des großen Dichters sagt einmal: „Ich kannte die 10 Gebote. Aber was helfen die 10 Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften und Schwächen, das Leben nicht kennt in seiner Schalkheit und Bosheit. Gar viele Menschen kennen die Namen von Tugenden und Lastern, aber sie erkennen sie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele.“ Hier liegt also auch für uns eine überaus wichtige aber auch dankbare Aufgabe: das Kind heimisch zu machen in seinem Leben und in seiner Seele.

Ein Beispiel, wie Förster eines der 10 Gebote unter dem genannten Gesichtspunkte behandelt wissen möchte. Nur ein Beispiel, das natürlich nicht slavisch nachgeahmt zu werden braucht, das aber immerhin für lebensvolle Behandlung ähnlicher Fragen einige Anregung bieten kann. Er würde die Worte: „Du sollst nicht stehlen!“ an die Tafel schreiben und dann die Besprechung an folgende Fragen knüpfen: „Was gehört alles unter die Rubrik: Diebstahl? Wie kommt der Mensch zum Stehlen? Aus welchen Motiven? Welche kleinen Gewohnheiten bereiten den Menschen auf das Stehlen vor? Welche Versuchungen zum Stehlen gibt es in der Jugend? Warum wird das Stehlen von der menschlichen Gesellschaft so schwer bestraft? Warum verachtet man den Dieb so? Welche Seite des Charakters fehlt ihm?“ Und dann behandelt Förster abschließend eine weitere entscheidende Frage, die wir gewöhnlich in unserer Erziehungsarbeit viel zu wenig ausnützen, deren Lösung wir zu ausschließlich dem Wirken der Gnade und dem guten Geschick zu überlassen gewohnt sind, die Frage: „Durch welche kleinen Gewohnheiten kann man sich zur Ehrlichkeit erziehen?“

Also mehr die kindliche Seele in ihren Kräften und Schwächen analysieren! Das Kind in der Geographie und der Geschichte der Seele heimisch machen! Das Leben ihm deuten! Dann ist das göttliche Gebot, das ich vorher in seiner ganzen unwandelbaren Majestät vor es hingestellt habe, oder mit dem ich vielleicht noch besser die Besprechung abschließe, sie kröne, um ihr dadurch die höchste weil göttliche Sanktion zu geben, dann ist dieses Gebot dem Kinde nicht mehr etwas Fremdes, Gewalttägliches, das wohl andere angeht, nur nicht es selber; es ist ihm jetzt etwas geworden, das wohl auch und in erster Linie Gottes Wille ist, das aber zugleich aus seinem eigenen

Kinderleben herauswächst, in dem seine eigene seelische Erfahrung verdichtet ist.

Ich verkenne eine Gefahr nicht, die sich aus derartigen Besprechungen ergibt. Dass ein Katholik mit dieser natürlichen Begründung sich nicht begnügen darf, haben wir wiederholt erwähnt. Es mag auch sein, dass der junge Mensch dadurch leicht verleitet würde, sich selbst und sein eigenes frühreifes Urteil zum Maßstab seines Handelns zu machen. Und darum darf diese Besprechung nicht ein Er satz sein für die Strenge des in Gottes Willen verankerten Gesetzes, sondern nur eine menschliche Empfehlung jenes Gesetzes; dieses aber darf und soll sie sein.\* ) Ich weiß zwar wohl, dass Sie schon in frühen Jugendjahren sich viel Schönes und Gutes angeeignet und manches Böse für immer verabschiedet haben, ohne dass Sie damals schon den tiefsten Sinn davon innerlich erfasst hätten. Sie taten es, weil andere, vor denen Sie Achtung hatten, es taten oder es Ihnen als Gesetz verkündeten. Sie taten es im Glauben an jene Leute, im Glauben an Gott und in dem demütigen Gedanken irgendwo in einem Herzwinkel draußen, dass sie noch zu klein wären, es selber tiefer einzusehen. Ich meine aber, gerade weil in unserer Zeit diese Achtung und dieser demütige Glaube immer mehr untergraben werden, und weil die Kinder schon ein wenig mit dieser Zeitkrankheit auf die Welt kommen, bedarf das starre Gebot dieses vermehrten Schutzes einer vertieften natürlichen Begründung.

#### IV.

In den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ steht ein Wort, das auch für viele von uns geschrieben ist. „Es scheint, mein Vater hätte die Geschichten von Josef und seinen Brüdern nur gelesen, wie die meisten Leute tun. Er hätte nur die Worte gebrummelt, ohne ihren Sinn zu verstehen und noch viel weniger, ihre Anwendung auf das Leben und seine eigenen Verhältnisse machen zu können. Er hatte nicht begriffen, was Neid sei, wie er geweckt werde und wie er unglücklich mache.“ Ist das nicht eine Kritik unserer eigenen Bibelstunde und eine Anklage der Methode vieler von uns? Ist nicht auch unsere Bibelstunde zu viel Gedächtnisübung

\* ) Wer sagte, Förster wolle die religiöse Fundamentierung des fittlichen Handelns durch eine bloß natürliche ersetzen, täte ihm Unrecht. Er betont ausdrücklich an verschiedenen Orten, dass das nicht der Fall sei, wenn auch seine Werke, besonders seine Jugendlehre, ausschließlich an natürliche Motive appellieren.

und zu wenig Lebens- und Seelentunde? Vertrauen wir nicht zu sehr darauf, die Lehre, die wir aus der biblischen Geschichte ziehen, und die wir allenfalls noch in ein Sprüchlein münzen, werde sich von selber ins kindliche Leben übersez̄en und dort bei der ersten Gelegenheit schon fruchtbar werden? Freilich, die tägliche Erfahrung lacht dann wieder dieses Vertrauen aus. Und machen wir nicht den gleichen Fehler, wenn wir den Kindern von unsr̄n Heiligen und ihren Tugenden reden? In einer Preßfehde gegen die protestantische Geistlichkeit sah sich einst der Protestant Förster veranlaßt, aus rein pädagogischen Gründen die kathol. Heiligenverehrung in Schutz zu nehmen. „Das: du sollst, ist gewiß recht und gut; aber noch mächtiger ist das: du kannst es, das von einem konsequenten Beispiele ausgeht.“ so ungefähr \*) argumentierte Förster. Geht wirklich von unsr̄n katholischen Heiligen diese hinreißende Kraft aus, um die Nichtkatholiken uns beneiden? Wenn wir die Geschichte oder die Legende erzählen, und wir sehen, wie das Auge des Kindes zu leuchten anfängt, dann meinen wir, es brenne jetzt schon auch in seiner Seele die Sehnsucht und der bestimmte Vorsatz, die gerühmte Tugend und Selbstverleugnung nachzuahmen, während das Leuchten im jungen Heldenauge doch vorläufig bloß dem Geschichtchen, dem Stofflichen galt, von dem aus die Brücke erst geschlagen werden müßte ins Kinderleben, ins Kleine und doch so bedeutende alltägliche Kinderleben. — Die Geschichte vom Siege des kleinen David über den großen Brählsans Goliath ist eine prächtige, auch dem Kinde verständliche Illustration zu dem Gedanken, daß Gott oft das Kleine und Demütige benutzt, um das Große und Hochmütige zu zerstören, und daß das Kleine zum Riesen wird, wenn Gott mit ihm kämpft. Aber wir könnten den Helden David noch auf eine andere Weise direkt für das Leben des Kindes fruchtbar machen. Freilich mit einem leibhaftigen Goliath wird das Kind vorläufig nicht zu kämpfen haben. Aber wenn es uns gelänge, aus seinem Kinderleben eine konkrete Tat zu nennen, bei der es so groß würde wie der heldenhafte David, und zu deren Vollbringung ein Kindeswille und die Kindeskraft ausreichte — wenn z. B. das Kind von einem Gespanen heimtückisch eine Ohrfeige bekäme, und es gäbe sie ihm nicht zurück, sondern täte ihm im Gegenteil etwas Liebes dafür, so wäre das auch eine Heldentat wie die Davids — dann hätten wir das Menschliche an dieser Geschichte und zugleich etwas Göttliches davon ins Menschliche des Kindes übertragen. Wir hätten dem Göttlichen an der Geschichte

\*) Ich zitiere nach dem Gedächtnis.

dadurch nicht geschadet, aber wir hätten die Seele des Kindes für die Nachahmung Davids und seiner Heldenat interessiert. Unser Hauptfehler in der bibl. Geschichtstunde ist wohl der, daß wir die Anwendungen zu wenig für konkrete Fälle ausarbeiten. Wir lassen es an einer allgemeinen Moralspredigt genügen; wir verstehen es zu wenig, „die Anwendung auf das Leben und seine eigenen Verhältnisse zu machen.“

Im letzten Jahrgange der Ihnen allen bekannten prächtigen cathol. pädagogischen Zeitschrift *Pharus* hat Lehrer Weigl in München eine interessante Statistik veröffentlicht. In 22 Mädchenklassen hatte er mit Hilfe der Lehrschwestern 899 Mädchen sich schriftlich aussprechen lassen über die durch Unterricht und Umgebung gewonnenen Vorbilder. Könnten wir uns nicht ein wenig damit trösten, daß derlei Statistiken immer Mängel anhaften, daß die Mädchen ihr Bestes nicht einmal aufzuschreiben wußten, daß sie manches unbewußt nachahmten, so wäre das Resultat wirklich ein entmutigendes. Und bekämen wir in unserer Schule ein besseres?

Von diesen 899 Mädchen hatten nach ihren Angaben als Vorbilder gewählt:

106 (12%) Maria, 36 (4%) den Namenspatron, 45 (5%) andere Heilige. Ueber die aus der bibl. Geschichte gewonnenen Vorbilder sprachen sie sich folgendermassen aus:

2 für Rebekka,	1 für David,	4 für Josef,
3 für Abraham,	2 für Eva,	2 für Jakob,
1 für Judith,	1 für Salomon	2 für Petrus usw.

Und die Begründungen dazu? Sie sind erst recht ein Beweis, wie oberflächlich und lebensfremd, wie gewöhnheitsmäßig sie ihre Vorbilder erfaßt hatten. „Weil sie so heilig war“, „Weil sie im Himmel ist“, „Weil sie so gut war“. Und warum dieses arme Resultat? Zweifellos nicht zuletzt deswegen, weil die Schule es unterlassen hatte, die Vorbilder in den konkreten lebendigen Kindertag hineinzustellen.

Ein Beispiel! Sie dürfen es verbessern, denn Sie verstehen ja die Sprache des Kindes besser als unsereins, der nur auf der Straße gelegentlich einem begegnet.

Kinder werden immer Freude und Interesse haben am Rosenwunder der hl. Elisabeth von Thüringen, ein Wunder, das übrigens auch von der Legende der südfranzösischen Heiligen Germana erzählt wird. Und es wird immer etwas Lustiges davon zurückbleiben in der Kinderseele. Könnte ich aber dieses Wunder noch direkter fruchtbar

machen für das sittlich-religiöse Leben des Kindes? Ich meine, wir nähmen dem wunderbaren Ereignisse nichts von dem Duft des wirklich Wunderbaren, wir versündigten uns nicht an der Heiligkeit des Wunders selber, wenn wir es etwa so ins Kindlich-menschliche übertrügen.

„Nicht wahr, Kinder, ein solches Wunder möchtet ihr auch einmal erleben. Dann wolltet ihr auch so heilig werden und so gut gegen die Mitmenschen, wie die hl. Elisabeth. Aber so etwas haben wir noch nie erlebt, meint ihr; und das wird uns nie geschehen. Ich glaube aber bestimmt, daß es dem einen oder andern schon begegnet ist, und daß es auch den andern einmal geschehen wird, wenn sie es recht anlehren. Nicht ganz gleich wie der hl. Elisabeth, aber ganz ähnlich. — Es war einst ein Mädchen; das hatte 30 Rappen im Sack. Es hatte im Laden bei der Zuckerbäckerin etwas Süßes kaufen wollen daraus. Da ist ihm eine bettelarme leidende Frau begegnet. Plötzlich gab der liebe Gott dem Kinde den Gedanken ins Herz: das wäre jetzt aber etwas Großes und Gutes, wenn du deine 30 Rappen ungeschenen dieser armen Frau gäbest und auf deine Süßigkeit verzichtetest. Und das Mädchen tat es; es wußte selber nicht, wie schnell das geschehen war. Glaubt es mir, das war ein dankbarer Blick im Auge der Frau; und im nämlichen Augenblick ist eine Blume aufgesproßt im Herzen des Kindes, und es fühlte den ganzen Tag einen so feinen Duft aus seinem Herzen aufsteigen, als wäre ein ganzer herrlicher Rosenstrauch darin. Kennt eines von euch das Mädchen, von dem ich rede? Ist es vielleicht sogar in diesem Zimmer? — Oder probiert etwas anderes! Eines von euch hat einmal ein besonders gutes Vesperbrot in der Tasche, und lange vorher schon freut es sich auf die Pause. Wird das heute gut sein! Und jetzt kommt die Pause; und wie es sein Vesperbrot hervornimmt, da schauen die zwei Augen seiner armen Nachbarin so hungrig darnach. Und wieder geht ihm ein so warmer Gedanke durchs Herz. Und schnell steckt es dieser Nachbarin das Vesperbrot hin und läuft davon, bevor diese nur danken kann. Komm zu mir, wenn du es einmal auch so gemacht hast, und sage mir dann, ob es dir nicht sei, als hätte Gott für das Vesperbrot, das du deiner Mitschülerin gäbest, dir einen Rosenstock im Herzen wachsen lassen.

Wir müssen die glücklichen Bewohner unseres katholischen Himmels etwas mehr zu uns auf die Erde herabrufen und sie da etwas geschickter ins Kindertümliche übersezten. Sie warten ja eigentlich darauf, daß wir sie rufen. — Man wirft unsren Biographien oft und nicht immer mit Unrecht vor, daß sie die Heiligen

uns zu wenig menschlich nahe bringen. Sie zeigen uns ihre Helden in himmelweiter Ferne; sie reden zu ausschließlich von reinen Gottmenschen, die alles Irdische längst abgestreift haben, die für gewöhnliche Erdenmenschen unerreichbar sind und darum oft eher entmutigen als ermutigen. Wir möchten Heilige haben, mit denen wir durch unsern gewöhnlichen Alltag schreiten könnten, wir möchten mit ihnen über unsere täglichen Verkehrtheiten und Sorgen reden, wir möchten ihnen abschauen, wie sie mit ihren alltäglichen Armseligkeiten fertig geworden sind. Dann erst könnten wir ihnen die Hand reichen und sagen: so, ich komme auch mit; wenn du das fertiggebracht hast, so will ich wenigstens einen tapfern Teil davon auch fertig bringen. Nach solchen Heiligen rufen wir Erwachsene. Und den Kindern müssen wir erst recht solche Heilige geben. Wir müssen ihnen nicht so sehr die erwachsenen Heiligen zeigen, sondern eher die erwachsenden, die jugendlichen Heiligen. Im „katholischen Kindergarten“ von P. Hattler oder in der kleinen Ausgabe davon, in „Blumen aus dem katholischen Kindergarten“ hätten wir ordentlich viel Stoff dazu. Dann müßte es wohl so sein, daß unsere kath. Heiligen nicht mehr bloß ewig schweigsame Helgenstöcklein wären, zur Bewunderung, Verehrung und Anrufung hingestellt, sie würden dann auch zu reden anfangen in einer Sprache, die wir und unsere Kinder verstanden, und die Antwort darauf wäre ein freudiges, sieges sicheres: auch ich kann es, und ich will es.

## V.

In seiner Jugendlehre, in dem wunderbar zarten und feinen Beispiele: „Wenn der Vater strauchelt“ erzählt Förster, wie er einmal mit Kindern den Fall besprochen, ob man auch dann noch den Vater ehren und lieben müsse, wenn er im Gefängnis sei. Und da habe ihm ein Mädchen geantwortet: „Ja, denn wenn wir ihn auch verlassen, wird er noch ganz verstöckt“. Und Förster spricht dann im Anschluß an diese Mädchenweisheit den prachtvollen Satz aus: „Kein Mensch auf der ganzen Welt kann verloren gehen, so lange er noch irgend jemand hat, der an das Gute in ihm glaubt.“

Wir wollen bei diesem Gedanken eine Weile stille stehen; er ist es wohl wert, und wahrhaftig, auch in diesem Punkte ist unsere religiös-sittliche Erziehungspraxis reformbedürftig. Wir tadeln und schelten zu viel, anstatt durch ein Wort der Anerkennung für eine gute Leistung zu neuen guten und noch besseren Leistungen anzuspornen. Wir verhemütigen zu viel, verdemütigen bis zur Vernichtung, anstatt

liebevoll aufzurichten, wo man gefallen ist. Wir strafen zu schnell und zu viel und meinen dann, alle pädagogische Weisheit erschöpft zu haben, und dabei vergessen wir die ernste, freilich auch schwerste Pflicht, dem Fehlbaren den Weg zum Guten zu ebnen. Wir denken zu sehr daran, das Böse im jungen Menschen gewaltsam zu unterdrücken, während es doch viel pädagogischer wäre, dem Guten im Menschen drinnen, das ja auch im entartetsten noch nicht ganz erloschen ist, zum Siege zu verhelfen. Wir appellieren zu viel an den Sklaven im Kinde, anstatt an den Helden, an das Gute in ihm zu glauben. Man wird sagen, das sei gefährliche Freiheitspädagogik; oder gar, das sei Förster-Kultus, das sei nicht katholisch. Wohl ist das ein eigentlicher Kerngedanke der Pädagogik Försters, des Protestant. Und wir Katholiken wollen ihm recht dankbar sein, daß er immer wieder mit so sieghaften Gründen ihn verkündet, denn es ist zugleich ein echt katholischer Gedanke. Förster hat ihn nicht erfunden, er hat ihn dem Evangelium entnommen. Daß man den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht brechen solle, hat schon Jesus Christus gelehrt. Und schon vor 1500 Jahren schrieb der heilige Kirchenlehrer Hieronymus in seinem pädagogischen Briefe an Läta: „Will das Kind lässig werden, so muß man es nicht schelten, sondern durch Lob muß der Geist zur Regsamkeit gebracht werden.“

Mir sind zwei seelische Erfahrungen aus der Schulbubenzeit, die diesen Gedanken veranschaulichen, unvergeßlich. Ich will sie Ihnen, so klein und unbedeutend sie sind, auskramen, auch auf die Gefahr hin, daß sie dadurch eine nicht besonders heilige Seite an Ihrem Referenten kennen lernen. Vielleicht steigen auch in Ihnen ähnliche Erinnerungen auf, wenn auch etwas besser geartete.

Ich war ein Bauernbub, aber dabei ein recht fauler Landarbeiter. Und doch sollte ich schon als 10—12-jähriger Knirps auf dem Acker so manche Furche ziehen und auf der Wiese so viele und so große Mähdens schlagen wie die „Großen“. Aber aufrichtig gestanden: die glücklichsten Augenblicke in so einem 15-stündigen Arbeitstag verlebte ich dann, wenn unerwartet eine finstere Gewitterwolke baldige Heimkehr verhieß, oder wenn ich von ferne den Znuni- oder Zobigkorb winken sah auf dem blauen Hintergrund der Mutterschürze. Diese Eigenschaft war natürlich meinem seligen Vater — er starb, als ich etwa 12 Jahre alt war — nicht entgangen, und nur zu oft bekam ich es zu hören, daß ich ein fauler Kerl sei. Einmal — meine brennende Verlegenheit ist mir unvergeßlich — waren zwei angesehenste Familien der Gemeinde bei uns auf Besuch. Als sie den Vater fragten, wie er mit seinen zwei Buben zufrieden sei, antwortete er wahrheitsgetreu: „der ältere — er war gerade nicht anwesend — sei ein Prachtkerl; aber mit dem jüngern — er saß brennend vor Scham in einer Stubenecke — sei es nichts, den könne man nirgends brauchen als bei Tische.“ Nur wenn Sie selber schon in ähnlicher Lage gewesen sind, können sie sich vorstellen, wie mir

war. Aber ich erinnere mich nicht, daß mir aus der gequälten Seele der Vorfall aufgestiegen wäre, mich zu bessern. Wohl aber daran, daß ich dachte: ja nun, in Gottes Namen! es ist jetzt einmal so: zum Arbeiten bist du nicht, der Vater selber sagte es, ich will mich darein schicken. Und ich nahm nachher den Karst und die Schaufel und die Gabel und die Sense noch ungeschickter und langwelliger in meine Knabenhände, und ich schaute noch sehnüchiger nach dem Znüni- und Zobigkorb aus auf dem blauen Hintergrund der Mutteršürze. Das Schrecklichste, was Gott zur Qual der Menschen erfunden hatte, war halt doch die Arbeit: diese Weisheit stand unerschütterlich fest in meiner Seele. Aber einmal — ich muß einen besondere guten Tag gehabt haben — vielleicht mein Vater auch — einmal hatte er, der sonst mit Anerkennung so spärliche, doch ein freundliches lobendes Wort für meine Tagesleistung, und ich war Zeuge, wie er es freudig unserm Nachbarn erzählte, aus dem L. könne doch noch etwas werden. Und jetzt zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich, daß die Arbeit nicht eine Qual, sondern ein Segen und eine Freude sei. Und wenn mich das Arbeiten auch fernherin gelegentlich wieder recht hart ankam: daß für r wollte ich wenigstens sorgen, daß der Vater diesmal an mir sich nicht getäuscht haben müsse, daß er sein herrliches Wort vom Glauben an mich nicht mehr zurückzunehmen hatte..

Und eine zweite Erinnerung: „Wie ich das Grüßen und das Höflich-sein erlernte.“ — Auch der Lehrer sagte uns, daß man höflich sein müsse, und er schimpfte uns aus, wenn er vernahm, daß wir unhöflich gewesen. Aber das Höflich-sein und das ewige Grüßen erschien uns doch als eine arge und ganz unnötige Last, mit der man uns kleine Buben quälte. Einmal jedoch, als der Vater vom Städtchen heimkam, erzählte er mir — es war das zweite und letzte Mal über mich aus seinem Munde, an das ich mich erinnere — Herr Präsident L. hätte ihm gesagt, sein Bub, der L., der mit dem Milchkarren fahre, sei so höflich; er nehme, wenn er an ihm vorbeigehe, sein Strohhütchen viel geschickt ab, als die andern Buben vom Lande. Ich weiß nicht, war es, weil mein Vater gegen alle Gewohnheit mir so etwas anvertraute, oder war es bloße Eitelkeit, oder war es lauter Hochachtung vor den „Großen“, die sich so weit erniedrigten, daß sie sich sogar über das Benehmen eines einfältigen Milchbuben ihre Gedanken machten, oder war es, weil man das Bessere in mir berührt hatte: Aber an diesem Tage war meiner Seele eine Ahnung von der Schönheit des Höflich-seins aufgegangen. Wie leicht konnte man also andern Leuten eine Freude machen! Also darum ist man höflich, um einander Freude zu machen! Ich weiß nicht, war es wahr, was jener Herr meinem Vater gesagt hatte. Aber von jenem Tage an mußte es wahr werden. In Zukunft wollte ich allen Menschen gegenüber höflich sein, nicht nur den großen Herren gegenüber, sondern auch den Armen und den kleinen Leuten gegenüber und diesen gegenüber erst recht.

An das Bessere im Kinde appellieren, an den Freiheitshelden! Unsere Zeit ganz besonders verlangt nach dieser Methode. Freiheit ist das Zauberwort, das die ganze Welt und schon die frühe Jugend in seinen Bann zwingt. Und wenn auch unsere Zeit in vielen und wichtigsten Verhältnissen mehr Sklavin ist als irgend eine vor ihr, so gibt es doch kein Wort, das sie so ungern hört, wie die Worte: Zwang, Knechtschaft, sollen, müssen. Wir wollen freilich diese scheinbar harten Worte nicht abschaffen. Aber wir müssen dieser Welt zeigen, daß, was sie Knechtschaft nennt, richtig aufgefaßt, edelster Herrendienst ist; daß, was sie als Zwang empfindet, im Dienste der Freiheit steht.

Freiheit ist der Zweck des Zwanges,  
Wie man eine Rebe bindet,  
Dass sie, statt im Staub zu kriechen,  
Frei sich in die Lüste windet. (F. u. Weber.)

Wohlan! Zeigen wir es schon der lieben Jugend, wo wahre Freiheit liegt und wahre Größe! Nicht im kraftlosen Nachgeben, wo ein Gelüste ruft oder ein unlauterer Freund, sondern im tapfern Neinsagen! Nicht im Durchsetzen des Eigenwillens, sondern im Beugen dieses Willens unter einen höhern. Nicht im Dienste einer Leidenschaft, sondern im Kampfe gegen sie. Zeigen wir es dem jungen Menschen, wie in jeder Versuchung der Appell an eine Schwäche in ihm liege, aber auch der Appell an den Helden in ihm. O, schon das Kind ist fähig, der Iphigenie nachzufühlen, wenn sie uns versichert: „ . . . gehorsam fühlt ich meine Seele stets am schönsten frei,“ oder wenn sie klagt:

O weh' der Lüge! Sie befreit nicht,  
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,  
Die Brust; sie macht uns nicht getrost; sie ängstet  
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie fehrt,  
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte  
Gewendet und versagend, sich zurück  
Und trifft den Schützen.

Aber damit das Kind das nachfühlt, muss ich den einzelnen Fall kindertümlich mit ihm besprechen, ihm gleichsam seine eigenen seelischen Erfahrungen deuten. Oft, wenn wir in einem großen Dichter lesen, kommt es wie eine geheime Offenbarung über uns; plötzlich wird uns etwas zum klaren Bewußtsein, was einmal nur ganz unklar, un- oder halbbewußt uns durch die Seele gegangen war. Ein solcher Erklärer und Deuter des Lebens sollte dem Kinde der Lehrer werden. Ich soll dem Kinde nicht nur sagen, daß die Lüge von Gott und den Menschen verboten, daß sie eine Sünde sei, daß man sie strafe, daß es gewöhnlich doch auskomme; daß alles darf und muß ich ihm auch sagen. Aber damit hat das Kind die Ansicht nicht verloren, daß die absolute Wahrhaftigkeit eine unmenschliche Forderung sei, daß sie einfach unvernünftig und herzlos sei, umso mehr, da es täglich Zeuge sein muß, wie seine Umwelt nach ganz andern Grundsätzen handelt; man denke nur an die sogenannten konventionellen Lügen. Wenn es mir aber gelingt, ihm an konkreten Beispielen aus seinem eigenen Leben es zu zeigen, daß in jeder Lüge eine Unfreiheit, eigentlich eine Feigheit verborgen liegt, und daß sogar in der sog. heroischen Lüge der Heroismus, genauer besehen, in ein Nichts zusammenschrumpft, daß aber, wer unter allen Um-

ständen die Wahrheit spreche, das Zeug zu einem großen Menschen in sich habe, dann habe ich an das Beste im Kinde gerührt, dann habe ich einen stärksten Trumpf ausgespielt; der Herr in ihm hat sich gegen den Sklaven erhoben.

Ich muß es also dem Kinde nicht nur sagen, sondern es ihm zeigen, daß es durch jedes Nachgeben in der Versuchung schwächer und durch jedes Nichtnachgeben stärker und größer und freier wird. Daß es nicht nur eine Sünde sei, sondern auch eine Feigheit, wenn es nicht die Kraft besäße, nein zu sagen, wo alle seine Kameraden sich verabredeten, etwas Böses zu tun; gerade in diesem Falle hätte es Gelegenheit, seine ganze Freiheit und Heldenhaftigkeit zu zeigen.

Ja der Appell an das Starke und Gute! Wie schön ließe sich einmal mit den Kindern darüber reden, was für eine Kraftbetätigung z. B. darin läge, wenn einer des andern Schutzengel sein wollte oder alle zusammen der Schutzengel von einem, das besonders gefährdet ist. Warum sollte ich nicht einmal gerade auch von dieser Art Schutzengel reden, wenn ich die kirchliche Lehre von den Schutzengeln behandle; oder im Anschluß an das Wort Kains: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Das Warnen vor schlechten Kameraden ist gewiß wichtig, aber noch größer wäre es, wenn die Guten es bei mir lernten, im Verkehr mit Bösen nicht Schaden zu nehmen, das Allergrößte aber, wenn der schlechte durch seine guten Kameraden auch gut würde.

Im „Guckkasten“ las ich vor kurzem einen Witz, den ich Ihnen nicht vor- enthalten möchte. Ging da eine feine Lehrerin mit einem feinen Kinde, ihrer Schülerin, spazieren. Tief entrüstet spricht sie zu diesem Mädchen, das soeben mit einem weniger feinen Kinde gespielt hatte: „Aber Dora, du sollst doch nicht mit der Else vom Portier spielen, weil das ein schlecht erzogenes Kind ist“. Und Dora gibt die unfreiwillig bösartige Antwort: „Aber Fräulein, dann kann Else ja mit mir spielen, denn ich bin doch gut erzogen.“

Prüfen Sie diese Grundsätze einmal in einer Frage der Disziplin! Welcher Gehorsam und welche Disziplin ist Ihnen lieber in Ihrer Schule: die Sie mit der Rute oder mit einer ungeheuerlichen Drohung erzwungen haben oder die die Kinder freiwillig leisten? Probieren Sie einmal! Machen Sie den Gehorsam und die stramme Disziplin zur Sache der Kinder, zur Ehrensache der Schüler und jedes einzelnen unter ihnen: „Ich will jetzt schauen, ob ihr schon so weit seid, ob ihr euch so lange überwinden könnt, daß ich dann in einem andern noch wichtigeren Falle mich auf euch verlassen darf, oder ob unter euch noch eines ist, das sich noch gar nicht beherrschen kann,

und das man darum noch ganz wie ein kleines Kind behandeln muß.“ Sie werden staunen, was die Kleinen, wenn Sie sie an dieser Stelle packen, für große Sachen zustande bringen. Und ist ein solcher Gehorsam nicht des Menschen und des Christen würdiger als der andere, und macht er nicht Ihnen und den Kindern mehr Freude? In einem seiner pädagogischen Bücher erzählt Förster, wie ein neuer Lehrer eine Klasse, die durch ihre Verlogenheit berüchtigt war, dadurch zur Wahrhaftigkeit zurückbrachte, daß er ihr absolutes Vertrauen schenkte, und sie in der ersten Stunde schon dieses Vertrauens versicherte und ihr erklärte, er erwarte Großes von ihr.

Nicht Unterdrückung also, sondern Kraftentfaltung! Diese Methode läßt sich auch ganz gut auf Fragen rein kirchlicher und gottesdienstlicher Natur anwenden. Wir sprachen vorhin von der Behandlung von Heiligenleben. Lassen Sie mich jenen Faden hier noch einmal aufnehmen. In der Beschreibung eines jugendlichen Heiligenlebens lese ich — ich greife beliebig ein Beispiel heraus —: „ . . . es war seine größte Freude, in der Kirche zu sein, und fast die einzige Bitte, die er an seine Eltern hatte, war die: in die Kirche gehen zu dürfen“. Das ist nun recht schön, und dieser Knabe hatte den Beruf zu einem Heiligen schon in die Wiege mitbekommen und zwar in einem Maße, wie wenige sonst. Und es wird dieser Zug auf recht fromme Kinder nicht ohne Eindruck sein. Aber es gibt doch wohl ebensoviele, sagen wir nur: mehr Kinder, die eher Verständnis dafür haben, daß man nicht gern zu lange und zu oft in die Kirche hineingeht, mit ihrem großen Ernst und ihrem großen Schweigen, wenn man jung und leichten Sinnes und die Unruhe selber ist. Alle diese Kinder werden mit Freuden und mit dem sichern Urteil des Sachverständigen dabei sein, einmal mit dem Lehrer die Frage zu besprechen, warum man, wenn man jung ist, lieber nicht so oft und so lange in der Kirche ist. Und es ließe sich bei dieser Besprechung ganz gut zeigen, daß ihre Gründe gegen das in die Kirche gehen — um grundfäßliche Gegner handelt es sich hier noch nicht — eigentlich ein Ausfluß ihrer Schwäche, ihrer Bequemlichkeit und mangelnder Kraftentfaltung seien.

Welche Gründe werden die Kinder vorbringen und wie ließen sie sich widerlegen?

„Man will lieber spielen.“ — Ja, das glaube ich dir. Das Kind hat ein Recht auf das Spiel. Aber alles zu seiner Zeit. Wer wird denn im Leben einmal immer spielen wollen? Der würde es sicher zu nichts Rechtem bringen, der würde am Ende sein

Leben lang ein großes Kind bleiben, und man müßte einen solchen dann auch behandeln wie ein Kind.

„Weil die andern auch nicht gehen.“ Wie schön ließe sich dieses Argument entkräften durch den Hinweis darauf, daß eigentlich eine verborgene Feigheit darin liegt, — das Kind müßte sie selber herausfinden — daß der nie ein fertiger Mensch werde, der immer zuerst schaue, was die andern machen.

„Weil man so ruhig sein muß und nicht schwatzen darf“. Hier ließe sich zeigen, was für eine Kraftentfaltung gerade darin liegt, daß man sich zwingt, eine Zeitlang ganz ruhig zu sein und völlig zu schweigen. Wer den Mund nicht beherrschen lerne als Kind — diese Besprechung gäste übrigens auch jenen, die sonst ordentlich gern in die Kirche gehen — der werde auch im Leben einmal ihn nicht halten können, und einem solchen werde niemand etwas Wichtiges anzuvertrauen wagen.

„Weil es so unbequem ist in den Bänken.“ — Wer nicht schon als Kind die Kraft sich verschaffe, einmal dem Körper zu befehlen: jetzt sei ruhig! wer nicht einmal eine Unannehmlichkeit schweigend und geduldig ertragen, einmal einen Schmerz, ein körperliches Unbehagen verbeissen könne, der sei später ein armer Tropf, ein Schwächling. Still und ohne mit einer Wimper zu zucken paß Minuten lang in einer unangenehmen Lage auszuhalten: das sei Kraftübung, gerade so gut wie das Turnen. Ja noch mehr! Dort werden seine Leistungen von Mitschülern und vom Lehrer bewundert und anerkannt; hier seien es nur zwei ganz stille Zeugen: seine Seele und der liebe Gott.

„Man steht nicht gern früh auf.“ — Ja, das ist wieder ein wichtiger Grund. Es braucht einen schweren Kampf; aber dann ist der Sieg auch mehr wert, als wenn er nichts gekostet hätte. Was für ein Segen liegt auf einem Tag, den man mit einer Ueberwindung, mit einem Siege des Geistes über das Fleisch begonnen hat! „Ich will jetzt schauen, wer Meister ist“, spricht allemal euer Geist, „ich oder dieses Häuflein Fleisch.“ Wenn man nachgibt, sich dreht und dann wieder einschläft und dabei die Schulmesse versäumt: hat man dann besser ausgeruht? Nein, man ist den ganzen Tag viel frischer, wenn man ging; es ist einem dann zu Mute wie einem Sieger. Das ist der Lohn für die Ueberwindung. Im andern Falle hängt sich uns die Bequemlichkeit gleichsam ins Fleisch, und sie läßt einen nicht mehr los, und nur durch eine starke Ueberwindung könnte man sie abschütteln. „Ich habe dich jetzt“, sagt sie, „ich bin über

dich Herr geworden, ich kriege dich auch im Laufe des Tages wieder 'runter!"

"Man mag manchmal einfach nicht." — Und dann sollte man erst recht wollen. Das ist die allergefährlichste Ausrede, weil es die allgemeinste ist, der man nirgends recht zukommen kann. Alles Lumpige, alles Grundsatzlose, alles Unglück, alle Sünde, alles Halbe und Minderwertige ist eigentlich nur darum in der Welt, weil man sagte: „ich mag jetzt einfach nicht.“ Wir wollen die Zahl dieser Halben, dieser Grundsatzlosen nicht noch vermehren; es hat ohne uns schon zu viel. Wir wollen dieser Ausrede den Grundsatz aller Tapfern, Mutigen, Ganzen entgegenstellen: „Jetzt will ich erst recht!“

Nicht wahr, im Lichte solcher Besprechungen erscheint so manche religiöse Uebung, manche sittliche Tat, die man sonst so gerne als Schwäche oder als Frömmelei betrachtet und darum leicht hält, in einer andern Würde vor dem jungen Menschen, mit einer gewissen natürlichen Schönheit umgeben.

Freilich ist das nur menschliche Würde. Um aber vor Gott hintreten zu dürfen, um übernatürlich verdienstlich zu sein, bedürfen unsere und unserer Kinder Handlungen einer übernatürlichen Würde. Und nie dürfte sich selbstverständlich ein katholischer Lehrer mit einer oben angedeuteten Besprechung zufrieden geben.<sup>\*)</sup> Aber wir wissen ja alle auch, daß sich beständig dem Wirken der Uebernatur, der Gnade die Natur mit ihrer Schwäche, mit ihrer Bequemlichkeit, ihrer Sinnlichkeit und ihrer Sophistik entgegenstellt. Diese Methode üben heißt wenigstens diese natürlichen Argumente, die eine so große Rolle spielen, mit ihren eigenen Waffen schlagen, das heißt wenigstens Hindernisse aus dem Wege räumen, das heißt Berge abtragen und Täler ausfüllen, das heißt Johannesarbeit tun, Arbeit des Vorläufers, um für das Höchste, für das Uebernaturliche, die Gnade, für Jesus Christus die Bahn frei zu machen.

Eine noch so schöne natürliche Begründung und die daraus erwachsende natürliche Gerechtigkeit genügen nicht. Ich sage noch mehr! Ohne die Krönung durch die übernatürliche Begründung könnte die natürliche dem positiven Christentum geradezu gefährlich werden. Verkennen wir es nicht: es geht ein dem übernatürlichen feindlicher Zug durch die Welt. Wohl predigt man aus vollem

<sup>\*)</sup> Bei diesen Vorschlägen denke ich hauptsächlich an Besprechungen mit Knaben. Ist es hier der Held, an den ich appelliere, so wäre es bei Mädchen vielleicht eher die Mutter, die Mütterlichkeit.

Munde das Recht-tun, aber man versteht darunter eine bloß natürliche Gerechtigkeit mit gänzlicher Ausschaltung des Uebernatürlichen. Man redet von natürlicher Begründung, um die übernatürliche entbehrlieh zu machen. Wenn ich z. B. in den Statuten der Pfadfinderorganisationen die Sätze lese: „Jeder Pfadfinder ist wahrhaft,“ — dieses „ist“ an Stelle des „soll sein“ ist ein psychologisch ungemein feiner Griff — „man kann sich auf ihn verlassen“, oder „Ein Pfadfinder macht sich nützlich; er bemüht sich, täglich mindestens eine gute Handlung zu vollbringen“ oder „Ein Pfadfinder ist stets guter Laune“, so mutet das mich an, wie Frühlingsluft in den Gärten der Jugend. Und indem diese Bestrebungen die Jugend aus dem Schlendrian, aus der Tatlosigkeit, aus den Wirtshäusern und aus den Tingeltangeln herausziehen, den Segen der Selbstüberwindung und des Gehorsams preisen, könnten auch sie berufen sein, dem Ewigen, dem Uebernatürlichen die Wege zu ebnen. Wenn unsere heranwachsende Jugend diesen Pfad fände, so wäre das im höchsten und schönsten Sinne Pfadfindertum. Aber wenn man dabei das Uebernatürliche, die Religion, rundweg ausschaltet oder sie allenfalls noch Privatsache sein lässt — und dieses scheint in führenden Kreisen führende Tendenz zu sein — bedeutet diese Bewegung, wie schön sie einen sonst anmutet, eher eine Gefahr für die Religion als eine Vorschule für sie.

Der große Gegner unseres Religionsunterrichtes, der laute Kämpfer des konfessionslosen Religionsunterrichtes in Deutschland, Ernst Horneffer, schreibt in seinem Buche: „Die Tat“: „Da die Jugend Rausch und Liebe ist, kann man sie nur so gewinnen, daß man eine flammende Idee über ihrem Haupte erglänzen lässt, die alle ihre Begeisterung auffaugt, daß diese sich nicht mehr an die unwürdigen Reize des aufdringlichen Alltags vergeudet, daß sie ein Ziel erhält, in dem sie mit der Wollust ihrer Sehnsucht untergehen kann . . . Reiz lässt sich nur durch Reiz besiegen.“ Verstehen auch wir dieses siegesfreudige Wort! Im Munde des katholischen Erziehers hat es eigentlich erst Sinn; hier klingt es noch viel zuversichtlicher als im Munde eines Horneffer und seiner Anhänger, deren ganze Sittlichkeit, um ein Wort Arthur Drews, des Führers des religiösen Radikalismus, zu gebrauchen, in der Luft hängt. Bünden wir über dem Haupte der jungen Leute unsere Ideen an, die katholischen Ideen. Nirgends sind Ideen so sicher verankert, wie in den Glaubenssätzen der katholischen Kirche, nirgends so unverfälscht gehütet, wie in ihrer Sittenlehre, und nirgends so rein verwirklicht

wie in ihren Heiligen. Aber wenn wir unserer Jugend von diesen Idealen reden, sprechen wir eine Sprache, die sie versteht, die Sprache der Jugend, die Sprache des 20. Jahrhunderts! „Und jeder hörte sie in seiner Muttersprache reden“ heißt es von der Pfingstpredigt der Apostel.

\* \* \*

Lassen Sie mich noch einen andern Gedanken aussprechen zum Schluß! Ist unsere religiöse Erziehung reformbedürftig? In alle die tausend kleinen und oft auch recht kleinlichen Vorschläge hinein über die Reform der religiösen Erziehung unseres Geschlechtes hat vor ganz wenigen Jahren ein ehrwürdiger katholischer Greis auch zwei Worte gesprochen. Die zwei Worte waren einfache, eigentlich uralte Weisheit. Man hat sie anfänglich nicht verstanden, hüben nicht und drüben erst recht nicht. Hat man drüben gespottet, so hat man hüben sich damit begnügt, sich zu schämen, daß einer der unsrigen diese zwei auch gar so unmodernen Worte gesprochen hatte. Zwei unmoderne Worte! Und dann hat vorläufig ein kleines Hundert und dann ein kleines Tausend sie verstanden. Diese haben sie weiter gesagt, und nach und nach haben Millionen eingestimmt und haben sie in ihren Kreisen wiederholt. Und heute, nach paar Jahren, sind diese zwei einfachen unmodernen Worte zu einem Weltprogramme geworden, und überall, wo katholische Jungen reden und warme katholische Herzen schlagen, bekennt man sich zu diesen zwei Worten. Der Greis, der sie sprach, heißt Pius X. Und die zwei Worte heißen. *O*eftere *K*ommunion und *f*rühe *K*inder*k*ommunion. Das war eine pädagogische Großtat, vielleicht die größte seit Jahrhunderten. Im Vergleich mit der Gotteskraft, die vom Inhalte dieser zwei Worte ausgeht, erscheint unser Menschenreden und unser menschliches Begründen als ein Kinderstammeln. Die beste Methode des besten Methodikers muß ihre Unzulänglichkeit eingestehen, da wo Gott selber kommt, nicht nur um zu sagen: du sollst, sondern auch das andere: ich will deinen kleinen, schwachen Menschenwillen stärken mit göttlicher Speise, mit meinem eigenen Fleisch und Blute.

*O*eftere *K*ommunion und *f*rühe *K*inder*k*ommunion! Das sind auch Ideen, die wir über dem Haupte unserer Jugend anzünden müssen. Katholische Erzieherinnen und Erzieher, die Sie sonst so gierig nach neuen Ideen greifen, studieren Sie diese neue Methode und ihre Gesetze und ihre Segnungen. Unsere willensarme Zeit

schreit nach vertiefter Willensbildung. Eine gewaltigere Willenspädagogik gibt es nicht als die eucharistische. Sie wird die siegreiche katholische Pädagogik der Zukunft sein. Gott segne Sie und Ihr Wirken, und Gott segne die neue katholische Zukunftspädagogik!



### „Freie Jugend“.

Unter diesem Titel schrieb ein Karl Mäder in Nr. 5, IV. Jahrgang vom 15. Nov. 1913 der „Zeitschrift für Jugenderziehung und Jugendfürsorge“ einen Bericht über den Führertag der Wandervögel, der am 2. Nov. in Aarau stattgefunden hatte. Der Wandervogel ist der schweizerische Bund für abstinente Jugendwanderungen. Ich las in diesem Berichte:

„1907 gegründet, zählt er (der Wandervogel) heute 48 Ortsgruppen mit etwa 250 Mädchen und 1150 Knaben im Alter von 16—25 Jahren“. . . . „Im Laufe des Samstag Nachmittags rückten sie von allen Seiten ein“. . . . „Ein eigenartiges Bild froher Jugendlust bot der Reigentanz, der spät abends\*) die Wandervogel an der Aare um einen flammenden Holzstoß sammelte“. . . . Die Scheiter fielen zusammen, und still zog man die Stadt hinaus. Vor dem Mädchenquartier erklang noch einmal das sinnige „Ade zur guten Nacht“; dann trennte man sich.“ „Früh 6 Uhr war Tagwacht, und zwei Stunden später saß die ganze Schar in der Aula des Primarschulhauses. Das Bundeslied „Heißt ein Haus zum Schweizerdegen“ eröffnete die Verhandlungen, die, durch kurze Pausen unterbrochen, bis 1 Uhr dauerten.“

In Nummer 9 vom 15. Jänner der nämlichen Zeitschrift lese ich einen schwungvollen Artikel von Dr. Karl Matter über einen Führertag, der an Pfingsten des Jahres 1913 in Frauenfeld abgehalten wurde. Ich entnehme ihm folgende Stellen:

„In den Wirtschaftsgebäuden und auf den Gutswiesen des Schlosses Altenklingen bei Märstetten im Thurgau hat sich über die Pfingsttage 1913 ein seltsames, ungewöhnliches Leben entfaltet. Gegen 500 Mitglieder des schweiz. Wandervogelbundes hatten sich zur alljährlichen Pfingstlandsgemeinde eingefunden.“ . . . „Pfingstsonntag setzte nun die ernste Arbeit ein, die öffentliche Beratung in der Landsgemeinde. Wiederum mußte die große Scheune an Stelle der waldumrahmten Anhöhe als Versammlungsraum dienen.“ . . . „In zwangloser Stellung, in allen erdenklichen Lagen saß, hockte und lag auf dem nächtlichen Strohlager der große Haufe.“ . . .

Das war am Pfingstsonntag vormittags, und die Versammlung dauerte „geschlagene fünf Stunden“. Doch geben wir unserem Gewährsmanne weiter das Wort.

\*) Der Sperrdruck ist durchweg vom Schreiber dieses Artikels.

„Wie ein unwirklicher Traum, ja beinahe wie ein Spuck aus der Geisterwelt steht das Erlebnis der Pfingstnacht vor meinem geistigen Auge. Um die zwei lodernden Lenzfeuer auf der Waldwiese schwangen sich in wildem Reigen die in überschäumender Jugendlust wie in einem Rausch dahinwirbelnden Gestalten. . . . „Man dachte unwillkürlich an die Walpurgisnacht oder an die altgermanische Sonnenwendfeier.“

Soweit die Berichte. Und an was ich dachte? An ein Wort Voltaires, nachdem er Rousseau's „Ueber die Ursachen der Ungleichheit unter den Menschen“ gelesen hatte: „Noch nie hat ein Mensch so viel Geist aufgewendet, uns zu Bestien zu machen; liest man Ihr Buch, so wandelt einen die Lust an, auf allen Bieren zu gehen.“ Das Wort paßt nicht direkt hieher, aber es ging mir doch unwillkürlich durch den Sinn; vielleicht weil es indirekt hier doch am rechten Platze ist.

Wohlgemerkt: obige Ausführungen stehen nicht etwa in einem Buche mit dem Titel: „Wie werden wir wieder Heiden?“, sondern in der „Zeitschrift für Jugenderziehung und Jugendfürsorge“, deren Leser meistens Christen protestantischer und katholischer Richtung sind. Das ist nun nicht nur unkatholisch, das ist auch unprotestantisch. Das ist eine Sünde an der Schweizer Jugend, begangen von denen, die ihre Führer sein sollten und sein wollen. Das ist auch unvaterländisch, und es wird nicht vaterländisch dadurch, daß, wie es im zweiten Bericht heißt, Herr Oberstdivisionär Wildbolz ein warmherziges Sympathie-Telegramm an die pfingstliche Tagung sandte.

Wollen wir wieder Heiden werden? Oder sind wir es schon?

Ich meine sogar, die alten heidnischen Germanen, deren Tugenden der Römer Tacitus in so hohen Worten preist, haben ihre Töchter und Söhne christlicher erzogen, als der Wandervogel uns lehren möchte.

L. R.

